

SEXUELLE ABWEICHUNGEN ODER SEXUELLE VIelfALT? ZUR VERSCHIEDENHEIT IM BEREICH SEXUELLER ORIENTIERUNGEN UND IDENTITÄTEN

Ulrike Schmauch

Einleitung

Was ist eigentlich genau gemeint mit „sexueller Vielfalt“, und warum ist das ein Thema in einem Buch über inklusive Soziale Arbeit – ist Sexualität nicht Privatsache, und können heutzutage nicht alle nach ihrer Façon selig werden? Oder sind Menschen, die zu einer sexuellen Minderheit gehören, lauter diskriminierte und komplizierte Leute mit einem schweren Schicksal? Was sollte man in der Sozialen Arbeit wissen über Lesben, Schwule und Bisexuelle, Transsexuelle, Transgender-Personen und Intersexuelle und darüber, wie sie sich untereinander und von der heterosexuellen Mehrheit unterscheiden? Auf diese Fragen geht der folgende Beitrag ein. Dabei werde ich drei Schwerpunkte setzen: Zuerst soll skizziert werden, wodurch der *gesellschaftliche Umgang mit sexuellen Minderheiten* in modernen Gesellschaften gekennzeichnet ist. Dann wird geklärt, was mit sexueller Vielfalt bzw. sexuellen Minderheiten gemeint ist und was das *theoretische Konzept der sexuellen Orientierung* bedeutet. Anschließend wird näher beleuchtet, was bei Lesben und Schwulen im Vergleich zu heterosexuellen Menschen „anders“, d. h. charakteristisch für ihre psychosexuelle Entwicklung und ihre Biografien, ihre Beziehungen und ihren Lebensstil ist.

Zur Einstimmung auf das Thema zunächst zwei Aussagen. Die lesbische Autorin Carolin Emcke schreibt: „Ich bin auch homosexuell, weil es mich glücklich macht, weil ich mich in Frauen hineinleben möchte, weil sich meine Lust und mein Leben richtig anfühlen“ (Emcke 2012, 47). Und der schwule Autor Joachim Braun sagt: „Männer passen wunderbar zusammen, zum Beispiel können Männer ganz gut aufeinander eingehen, weil sie sich vertraut sind – sie haben das gleiche Geschlecht – und weil sie ähnliche Lebenserfahrungen gemacht haben wie zum Beispiel den Prozess des Coming-out“ (Braun 2000, 220).

1 Widersprüche im gesellschaftlichen Umgang mit sexueller Vielfalt

Häufig wird gesagt, dass Homosexualität heute in unserer modernen Gesellschaft kein Problem mehr sei. So heißt es: „Hella von Sinnen und Guido Westerwelle sind doch Beispiele dafür, dass es längst ganz normal geworden ist, dass Lesben und Schwule unbehelligt ihr Leben leben können.“ Andererseits hört man Äußerungen wie: „Wenn der Erzieher meines Sohnes schwul wäre, wäre mir das nicht

so angenehm.“ Oder: „Wenn ein Kind zwei lesbische Mütter hat, finde ich es für das Kind schon problematisch.“

In diesen unterschiedlichen Äußerungen spiegelt sich die Widersprüchlichkeit der aktuellen gesellschaftlichen Situation, in der einerseits nichtheterosexuelle Formen des Begehrens, der Lebensweisen und der Identitäten zum Teil anerkannt und gleichzeitig ausgegrenzt und entwertet werden. Im Zuge der sexuellen Liberalisierung seit den 1960er Jahren sind einige Benachteiligungen abgegangenen. Dies gilt für manche Aspekte auf der rechtlichen Ebene, für einige Bereiche des Alltagslebens, der Medien und der Popkultur, und für manche Prominente, die sich öffentlich zu ihrer Homosexualität bekennen können, ohne dass es ihnen schadet. Den Verbesserungen steht die Tatsache gegenüber, dass Vorurteile gegen „sexuelle Abweichung“ von der „Normalität“ fortbestehen, sich also nicht einfach im Zuge fortschreitender Modernisierung von selbst aufgelöst haben. Diese Ablehnung ist eng verknüpft damit, dass tief verwurzelte Vorstellungen über die Natur der Geschlechter und über männliche Überlegenheit bestehen und dass Erwartungen an soziale Geschlechterrollen nicht erfüllt werden: Lesben gelten oft als „unweiblich“, Schwule als „nicht männlich genug“ und Transsexuelle als „nicht richtig weiblich“ bzw. als „nicht richtig männlich“. Solche Vorstellungen sind Teil der gesellschaftlichen Heteronormativität.

Heteronormativität und Homonegativität

Mit *Heteronormativität* ist die Absolutsetzung heterosexueller Beziehungen und Lebensformen gemeint. Dies wird z. T. religiös, z. T. bevölkerungspolitisch oder auch mit Konzepten der Natürlichkeit und Normalität begründet. Heteronormatives Denken durchdringt viele gesellschaftliche Strukturen, etwa Erziehung, Bildung und Medien. Es ist eng verknüpft mit Homonegativität.

Homonegativität bezeichnet eine von Vorurteilen geprägte Haltung, die homosexuelle Gefühle und Menschen abwertet. Die Ausdrucksformen reichen von Herabsetzungen durch Sprache und Alltagshandlungen über institutionelle und rechtliche Diskriminierung bis zu physischer Gewalt; in manchen Ländern bis zu strafrechtlicher Verfolgung und Todesstrafe. Homosexualitätsfeindlichkeit kann besonders identitätsbedrohend wirken, wenn sie verinnerlicht und dann als Selbsthass erlebt wird. Ziemlich verbreitet ist der Begriff *Homophobie* – er bezieht sich auf genau die beschriebenen Phänomene, ist aber in diesem Zusammenhang problematisch, weil der psychopathologische Begriff *Phobie* Angst bedeutet. Demgegenüber besteht die Haupttendenz der Homonegativität nicht in ängstlicher Vermeidung, sondern in feindseliger Verächtung und aktiven Angriffen.

Viele neue Untersuchungen machen das Ausmaß sexualitätsbezogener Diskriminierung deutlich (vgl. exemplarisch dazu ASD 2008; Steffens/Wagner 2009; Maier 2010; Dern u. a. 2010). Dort wird belegt, dass viele Lesben und Schwule erhebliche Diskriminierungserfahrungen erleiden, sei es in Alltag und Arbeitsleben, sei es in Familie, Religion und Öffentlichkeit. Als Folge sind sie – strukturell und nicht nur ausnahmsweise – gesundheitlich und seelisch erheblichen Belastungen aus-

gesetzt. Einige Fall vignetten aus narrativen Interviews, die von Studierenden im Seminar Kontext (vgl. Einleitung) durchgeführt wurden, mögen dies veranschaulichen:

- Herr A., 45 Jahre, Vater von zwei Kindern, hatte sich vor einigen Jahren, als ihm seine schwule Entwicklung klargeworden war, von seiner Frau getrennt. Die folgende Zeit beschreibt er als die schlimmste Zeit in seinem Leben. Sie seien zusammen in eine andere Stadt gezogen, da das Schwulsein des Vaters auch in der Schule der Kinder ein Thema war. Sein Sohn habe den Kontakt zu ihm abgebrochen, er könne damit nicht umgehen und wolle lieber keinen Vater als einen, der schwul ist. Herr A. hat durch sein Coming-out Freunde verloren; sie hätten ihm deutlich gemacht, dass er nicht mehr dazugehöre, und wohl Angst gehabt, dass das Schwulsein abfärbt. Bei Geschäftsessen mit Kollegen begleite ihn eine Freundin, so könne er heikle Fragen vermeiden.
- Frau B., 22 Jahre, berichtet von ihrem lesbischen Coming-out mit 15 Jahren an der Schule, dass es die Hölle gewesen sei – ihr wurde immer nachgerufen: „Hey, da kommt die Kampflesbe“, die Freunde hätten sich von ihr abgewandt, sie sei schließlich ganz allein gewesen und habe einen Tiefpunkt erlebt, an dem sie sich „schon das Leben nehmen wollte“.
- Herr C., 24 Jahre, war einmal als jugendlicher händchenhaltend mit einem Jungen aus seiner Klasse durch die Stadt gelaufen; er beschreibt:

„Da hatte ich dieses sehr krasse Erlebnis, dass so ein älterer Mann auf mich zugekommen ist und angefangen hat, mich zu würgen. Dabei sagte er so was wie ‚Ich bring dich um‘ oder so ähnlich. Das war mitten in der Stadt, wo viele Menschen unterwegs waren. Es war echt krass, diese handgreifliche Gewalt zu erfahren. Und keiner hilft dir.“

- Frau D., 29 Jahre, berichtet von der ersten Freundin, die sie mit 17 Jahren hatte, und erzählt, dass ihre Eltern ein „Horroszenario veranstaltet“ hätten: Sie hätten ihr erklärt, dass nach der Ausbildung „keiner sie nehmen würde, der es wüsste“, und dass „es eine Straftat wäre, mit der sie sich bei der Polizei zu stellen habe“.

Diese Erfahrungen sind Beispiele dafür, dass in der eigenen Familie nicht nur Rückhalt, sondern auch sehr verletzte Reaktionen erlebt werden können. Hier wie in vielen anderen Interviews zeigt sich die Schule als besonders homosexuellitätsfeindlicher Ort. An den beschriebenen öffentlichen und beruflichen Situationen wird spürbar, mit welchen Risiken nichtheterosexuell lebende Menschen rechnen (müssen), wenn sie ihre Gefühle nicht verstecken (positive Beispiele für ein gelungenes Coming-out bleiben an dieser Stelle unberücksichtigt). Somit muss festgestellt werden, dass unterhalb einer liberalen Rhetorik, eines modernen Toleranzdiskurses (vgl. Maier 2010) tiefstehende Vorurteile fortbestehen, die sich auf sexuelle Minderheiten spürbar negativ auswirken.

Als tolerant und vorurteilsfrei schätzen sich auch Fachkräfte im sozialen Bereich ein (vgl. Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen München 2011). Diese positive Selbsteinschätzung steht im Kontrast zu Studien, in denen lesbische, schwule und bisexuelle Jugendliche angeben, kaum je

Unterstützung durch soziale Fachkräfte erfahren zu haben (vgl. exemplarisch: Watzlawick 2004; Mattfeldt/Thiede 2005; Simon 2008). Daher ist es für eine inklusive Haltung in der Sozialen Arbeit nicht nur wichtig, Kenntnisse über sexualitätsbezogene Diskriminierung zu haben. Es ist ebenso wichtig, zu verstehen, dass eine akzeptierende Haltung gegenüber sexueller Verschiedenheit nur wirksam wird, wenn man sie aktiv signalisiert und in berufliches Handeln umsetzt.

2 Das Konzept der sexuellen Orientierung

Zur sexuellen Vielfalt werden einerseits *sexuelle Orientierungen* – *Homo-, Bi- und Heterosexualität* –, andererseits verschiedene Formen sexueller bzw. geschlechtlicher Identität – *Transsexualität, Transgender, Intersexualität* – gezählt. Der positive Begriff der Vielfalt will sichtbar machen, dass Liebe, Sexualität und Identitäten auf sehr verschiedene Weise gelebt werden und dass diese verschiedenen Liebes- und Lebensweisen als gleichberechtigt anzuerkennen sind. Damit wird eine Abgrenzung gegenüber einem Weltbild verdeutlicht, in dem es eine strikte Geschlechterordnung mit zwei festgelegten Geschlechterbildern – Mann und Frau – und nur eine richtige, natürliche und gottgewollte Liebesordnung, die Heterosexualität (*Heteronormativität*) gibt.

Im Folgenden werde ich einige kurze Informationen zu zentralen Begriffen geben, die im Zusammenhang mit sexueller Vielfalt wichtig sind, mich dann aber darauf beschränken, näher auf Lesben und Schwule einzugehen. Sie sind innerhalb der sexuellen Minderheiten die größte Gruppe und besonders direkt von einer spezifischen sozialen Ablehnung betroffen, der *Homonegativität*. Menschen mit *Intersexualität, Transgender-Personen* und *Transsexuelle* bilden, statistisch gesehen, jeweils äußerst kleine Gruppen. Sie sind erst in jüngerer Zeit in relevantem Maß in das Blickfeld von Öffentlichkeit und Forschung gerückt. Auf ihre Lebenslage und ihre sehr spezifischen, oft leidvollen Erfahrungen mit Tabuisierung und Ausgrenzung ausführlich einzugehen würde den Rahmen dieser einführenden Darstellung sprengen.

Transsexuelle, Transgender, Intersexualität

- Als *Transsexuelle* bezeichnen sich Personen, die durch geschlechtsangleichende Operationen und Hormone ihren Körper verändern, um im Gegengeschlecht des ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlechts zu leben.
- Als *Transgender-Personen* bezeichnen sich Menschen, die sich weder als Frau noch als Mann oder aber als beides empfinden oder die sich nicht zuordnen wollen bzw. können. Teilweise, aber nicht zwangsläufig und in unterschiedlichem Maß nehmen sie medizinische Mittel für geschlechtsverändernde Maßnahmen in Anspruch.
- Von *Intersexualität* wird gesprochen, wenn die Geschlechtsmerkmale (Chromosomen, Gene, Hormone, Keimdrüsen, äußere Geschlechtsorgane) bei einer Per-

son nicht alle demselben Geschlecht entsprechen. Früher wurde angenommen, dass es für intersexuelle Menschen am besten sei, sie auf medizinischem Wege geschlechtlich eindeutig zu „machen“, aber eine solche Eindeutigkeit ist weder in jedem Fall herstellbar noch von allen intersexuellen Menschen gewollt.

Die Sexualforschung verdankt Sigmund Freud eine frühe, grundlegende Analyse des Verhältnisses zwischen Homo- und Heterosexualität. Der Gründer der Psychoanalyse entdeckte, dass alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Liebeswahl fähig sind und diese auch im Unbewussten vollziehen. Alle Menschen, so Freud, sind ursprünglich bisexuell, und ihre Liebesgefühle verteilen sich in offener oder unbewusster Form auf Menschen beider Geschlechter (vgl. Freud 1905). Diese *konstitutionelle Bisexualität* war für ihn der Ausgangspunkt jeder psychosexuellen Entwicklung, und keine Liebeswahl war aus seiner Sicht richtiger oder besser als eine andere. In der sexualwissenschaftlichen Diskussion hat sich für die Wahl des Liebesobjekts der Begriff der *sexuellen Orientierung* durchgesetzt. Hier war nun bis vor einiger Zeit die herrschende Auffassung, dass die sexuelle Orientierung – sei es aufgrund genetischer, sei es aufgrund sozialer Erfahrung in der Kindheit – früh festgelegt ist und generell unveränderbar bleibt. Neuere empirische Studien, darunter auch die von Kinnish, Strassberg und Turner (2004), weisen jedoch darauf hin, dass die sexuelle Orientierung nicht bei allen Menschen gleichmäßig festgelegt, sondern in unterschiedlichem Grad flexibel ist (Kinnish u. a. 2004, 37). Dies gilt für hetero- wie homosexuelle Menschen. Dabei legen mehrere Studien für Frauen eine flexiblere, für Männer eine stabilere sexuelle Orientierung nahe (ebd., 28). Eine moderne Sicht auf das komplexe menschliche Phänomen der sexuellen Orientierung fasst Rauchfleisch zusammen:

„Hetero-, Homo- und Bisexualität können wir als Kristallisationspunkte auf einem Kontinuum der sexuellen Orientierung betrachten, das sich zwischen den Extrempositionen ‚ausschließlich heterosexuell‘ und ‚ausschließlich homosexuell‘ spannt.“ (Rauchfleisch 2002, 280)

Im Blick auf die Dimensionen sexueller Orientierung zählt für den Autor nicht nur das Kontaktverhalten gegenüber Sexualpartnern. Ebenso wichtig sind die emotionalen und sexuellen Fantasien, die sexuelle Attraktion, die bevorzugten emotionalen und sozialen Beziehungen (Präferenzen), der Lebensstil und – besonders wichtig – die Selbstdefinition. Je mehr dieser Dimensionen – siehe Abbildung 1 – lesbisch oder schwul geprägt sind, desto deutlicher zeichnet sich dementsprechend eine lesbische bzw. schwule Entwicklung ab.

Aus der vergleichenden Sexualforschung ist bekannt, dass die Verbreitung von Homosexualität in allen Gesellschaften und Epochen gleichbleibend gering ist. Das Spektrum der Schätzungen reicht von 2–10 %, so dass sich ein Durchschnittswert nehmen und schätzen lässt, dass der Anteil von *Lesben* und *Schwulen* an der Bevölkerung bei etwa 5 % liegt. In der Perspektive auf den prozentualen Anteil erscheint Homosexualität als etwas Fixes, Eingegrenztes, das eine kleine Minderheit betrifft, sei es als diskriminiertes Kollektiv, sei es als frei gewählte Gruppe. Aus

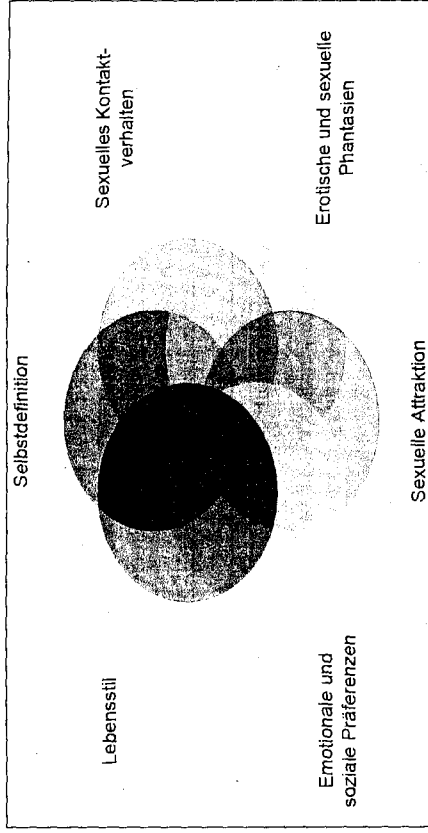


Abb. 1: Dimensionen sexueller Orientierung (Schmauch nach Rauchfleisch 2002)

einer dynamischen Perspektive aber wird ebenso deutlich, dass sexuelle Orientierung und damit auch Homosexualität zum Teil ein bewegliches, sich veränderndes Phänomen ist, sowohl als Gefühl wie auch in biografischer und historischer Hinsicht. Sollte man also die sexuellen Kategorien gänzlich abschaffen? Aus meiner Sicht muss mit dem Widerspruch umgegangen werden, dass die Kategorien, je nach Kontext, zum Teil zu verwerfen und zum Teil notwendig sind. Sie sind notwendig, um die Realität der Diskriminierung zu benennen und zu bekämpfen, um stärkere Erfahrungen positiver Zugehörigkeit zu schwul/lesbischen Szenen und Gruppen zu ermöglichen und um die Entwicklung positiver Identitätsgefühle zu unterstützen. Andererseits sind die Kategorien zurückzuweisen, wo sie zu einzwängenden Schubkästen für lebendige widersprüchliche Gefühle und zum stigmatisierenden Aussonderungsmerkmal werden (vgl. Schmauch 2010).

Sexuelle Orientierung

Die sexuelle Orientierung benennt, welches Geschlecht eine Person bei der Wahl ihrer Sexual- oder Liebespartner und im Blick auf die sechs Dimensionen bevorzugt. In der Heterosexualität wird das Gegengeschlecht begehrt und gewählt, in der Homosexualität das gleiche Geschlecht, und Bisexuelle begehren gegen- und gleichgeschlechtliche Personen. Im Unterschied zur sexuellen Orientierung bezieht sich die *sexuelle Präferenz* auf das, was eine Person sexuell erregt; umgangssprachlich: auf sexuelle Spielarten (z. B. Sadomasochismus), die es in jeder der sexuellen Orientierungen geben kann.

Lesben und Schwule

Als Lesben bezeichnen sich Frauen, die Frauen lieben, als Schwule bezeichnen sich Männer, die Männer lieben. Als Selbstdefinitionen haben die Begriffe heute eine selbstbewusste Bedeutung, aber sie werden ebenfalls immer noch als Schimpfwörter verwendet, wenn auch weniger als früher.

Sexuelle Identität und Geschlechtsidentität

Die sexuelle Identität einer Person umfasst das körperliche Geschlecht, die psychische Geschlechtsidentität, die soziale Geschlechtsrolle und die sexuelle Orientierung. In der Zusammensetzung dieser Elemente entsteht das bewusste und unbewusste Bild, das eine Person von sich als geschlechtliches und sexuelles Wesen hat.

Die Geschlechtsidentität meint das subjektive Gefühl eines Menschen, eine Frau, ein Mann oder jemand dazwischen zu sein.

3 Spezifische Aspekte lesbisch-schwuler Lebensweisen

Der Weg von gleichgeschlechtlichen Gefühlen und Wünschen hin zu einer lesbischen bzw. schwulen *Identität* erfordert ein hohes Maß an Ich-Stärke, Autonomie und Konfliktbereitschaft. Da die eigenen sexuellen Gefühle den verinnerlichten heteronormativen Sicherheiten und dem damit verknüpften Homosexualitätstabu zuwiderlaufen, kann das zunächst Scham, Angst und Schuldgefühle bereiten. Es braucht Mut, diese Barrieren zu überwinden und das Begehren als zu sich gehörig anzuerkennen und zu integrieren. Dies wird als Teil des inneren *Coming-out-Processes* verstanden.

Coming-out

Dieser Begriff meint „Rauskommen“, Bekennen und bezeichnet den Prozess des inneren Gewahrwerdens und der anschließenden Mitteilung der eigenen homosexuellen Orientierung an das Umfeld, etwa Freunde, Familienangehörige oder Arbeitskolleg_innen (inneres und äußeres Coming-out). Ein Coming-out kann nicht nur, wie oft angenommen, in der Jugendphase stattfinden, sondern ebenso in anderen, späteren Lebensabschnitten. Darüber hinaus bleibt das Coming-out, das „Sich-Outen“ für Lesben und Schwule ein lebensbegleitendes Thema. Sie müssen immer neu darüber entscheiden, ob und mit welchen Folgen sie die homosexuelle Seite ihrer Person zeigen oder verbergen – auf einer neuen Arbeitsstelle, in öffentlichen Situationen, im Zusammenhang mit eigenen Kindern usw. Dabei muss jeweils zwischen Aspekten des Selbstschutzes und der Selbstverleugnung, Risiken der Diskriminierung und Wünschen nach Zugehörigkeit abgewogen werden.

Für Lesben und Schwule entstehen *typische Lebenslagen* durch zwei Kräfte, die in ihren Biografien und im Alltag aufeinandertreffen: Mit der einen Kraft sind ihr sexuelles Begehren, ihre Liebes- und Bindungswünsche gemeint, die sich auf Personen des gleichen Geschlechts beziehen. Die Gegenkraft erwächst aus den auf gleichgeschlechtliche Liebe bezogenen Normen der Gesellschaft. Konflikte entstehen für nichtheterosexuell lebende Menschen nicht nur, weil sie diesen Normen außen in der sozialen Realität begegnen, sondern auch, weil es einen inneren Widerspruch geben kann: zwischen dem Wunsch, zur heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft dazuzugehören, und dem Wunsch, die eigene sexuelle Orientierung zu leben. Zwar besteht das Homosexualitätstabu in allen sozialen Schichten, unabhängig von Einkommen, sozialer Herkunft oder Bildung. Gleichzeitig variiert es stark in seiner Ausprägung, je nachdem, ob es sich zum Beispiel um konservative, dörfliche und religiöse oder um liberale und kosmopolitische Milieus handelt.

Im Spannungsfeld zwischen diesen beiden Kräften gestalten Lesben und Schwule ihr Leben. Dabei spielt es eine große Rolle, in welcher Gesellschaft, zu welcher historischen Zeit, in welchem kulturellen Umfeld und in welchen Institutionen sich Lesben und Schwule jeweils bewegen. Denn dies bestimmt unmittelbar die Spielräume, die sie haben oder eben nicht haben, um sich unverfälscht auszudrücken, Sexualität und Partnerschaften zu leben, ihre eigene Subkultur zu erschaffen und sich öffentlich und politisch zu betätigen.

Die Situation gleichgeschlechtlich lebender Menschen ist durch *Besonderheiten* geprägt und zugleich durch *Gemeinsamkeiten*, die sie mit heterosexuell lebenden Menschen haben. Betrachten wir zum Beispiel die Lebenssituation von Lesben, so zeigt sich zunächst, wie viele Faktoren für sie *in gleicher Weise* relevant sind wie für heterosexuelle Frauen: der soziale Kontext, in dem sie leben und arbeiten, individuelle Faktoren wie Biografie und Charakter, generelle Entwicklungsaufgaben im Lebenslauf, die Bedeutung, die ihr Geschlecht auf körperlicher wie auf gesellschaftlicher Ebene für sie hat. Auch die Heteronormativität ist eine gesellschaftliche Grundstruktur, in der beide Gruppen mit Geschlechtsrollenerwartungen konfrontiert sind und als Mädchen ihre Sozialisation erfahren. Zugleich unterscheiden sich aber die Themen von hier aus, denn heterosexuelle Frauen befinden sich in Übereinstimmung mit der heteronormativen Grundstruktur. Demgegenüber entstehen für lesbische Frauen im Spannungsfeld zwischen ihrem „anderen“ Begehren und der abwertenden gesellschaftlichen Norm (Homosexualitätstabu) bestimmte *Besonderheiten*, die sich in ihrer psychosexuellen Entwicklung, in Paar- und Familienbeziehungen (vgl. Schmauch 2008), in Subkultur und Diskriminierungserfahrungen zeigen. (Hetero- und homosexuelle Erfahrungen werden hier als etwas Abgegrenztes dargestellt, aber es sei natürlich an die oben genannten fließenden Übergänge und an bisexuelle Lebensweisen erinnert.)

Lesben und Schwule sind in ihren *Biografien* dadurch geprägt, dass sie im Umgang mit dem inneren und gesellschaftlichen Normbruch spezifische Bewältigungsmuster entwickeln, mit denen sie die Aspekte des Andersseins und der Übereinstimmung jeweils individuell ausbalancieren. In diesem Zusammenhang spielt nicht für alle, aber für viele Lesben und Schwule *die Szene* eine wichtige, stärkende Rolle. Die lesbische Subkultur, die schwule Szene, die lesbisch-schwule Community, die queer family – sie sind selbst geschaffene, wichtige soziale Orte.

„Der erste Weg in die Szene ist mindestens genauso aufregend wie das erste Mal Sex [...]. Das Aufregendste beim Szenebesuch ist mit Sicherheit das Gefühl, endlich einmal in der Mehrheit zu sein, einfach dazu zu gehören – Homosexualität als Selbstverständlichkeit und ohne Erklärungszwang zu erleben.“ (Kay 2000, 170)

In subkulturellen Zusammenhängen kann es um Freizeitgestaltung, um Begegnung und Partner_innensuche oder um politische Lobbyarbeit gehen. Typischerweise finden sich blühende schwul/lesbische Subkulturen eher in bestimmten Großstädten wie zum Beispiel in Berlin, Köln, Barcelona oder Tel Aviv. Dagegen ist in kleineren Städten die Eröffnung einer Schwulenbar oder die Organisation eines lesbischen Stammtischs immer noch eine Pioniertat. In diesem Zusammenhang hat das Internet eine wichtige Funktion bekommen, da mit seiner Hilfe die Möglichkeiten der Kontaktsuche und der überregionalen Vernetzung zwischen Angehörigen sexueller Minderheiten erheblich erweitert werden konnten. Die Er-fahrung, über schwul-lesbische Foren zumindest erst einmal ein „Online-Coming-out“ zu haben, kann, insbesondere für isoliert lebende Lesben und Schwule, sehr ermutigend sein.

Gleichgeschlechtliche *Partnerschaften* sind auf gesellschaftlicher Ebene durch strukturelle Gleichstellungsmängel beeinträchtigt. Für sie ist in Deutschland statt der Eheschließung nur die eingetragene Partnerschaft, statt kirchlicher Trauung nur die Segnung möglich. Ein gemeinsames Adoptionsrecht wie für heterosexuelle Paare gibt es für sie noch nicht. Weiterhin bestehen verschiedene steuerliche, beamten- und erbrechtliche Benachteiligungen. Hinzu kommen die befürchtete und zum Teil reale Ablehnung in Familie, Arbeitsbereich oder Öffentlichkeit und die daraus resultierenden Zwänge bzw. Neigungen, sich vorbeugend zu verste-len und zu isolieren. Solche äußeren Bedingungen haben eine starke Wirkung in den Binnenraum der Beziehung hinein. Paare können in diesen Situationen Zusammenhalt, Mut und gemeinsamen Widerstand entwickeln, aber auch an Zer-reißproben und Konflikten darüber zerbrechen. Der Mangel an Ritualen und an vorbildhaften Lebensmodellen kann von gleichgeschlechtlichen Paaren auch als Freiraum genutzt werden, um ihr Beziehungsleben jenseits von stereotypen Ge-schlechtsrollenvorgaben erfinderisch zu gestalten.

4 Schluss

Im Bereich sexueller Orientierungen und Identitäten gibt es viele Unterschiede. Für eine moderne demokratische Gesellschaft ist es eine Herausforderung, die unter-schiedlichen Liebes- und Lebensformen nicht als Abweichung oder Bedrohung zu behandeln, sondern sie in ihrer Eigenart anzuerkennen als vielfältige Formen, die neben der vermeintlich einzigen „normalen“ Liebes- und Geschlechterordnung gelebt werden. Anerkennung bedeutet zum Beispiel, sich für die volle rechtliche Gleichstellung von Lesben und Schwulen einzusetzen, aber auch, sich kritisch mit heteronormativen Strukturen und eigenen homosexualitätsfeindlichen Gefühlen auseinanderzusetzen. Sexuelle Minderheiten wollen nicht in dem Sinne „inkludiert“ werden, dass sie sich „normalisieren“ und nur dazugehören, wenn sie sich nicht unterscheiden. Inklusion kann heißen, dass zum Beispiel bei Geschäftsessen Mitarbeiter_innen ausdrücklich mit Partner oder Partnerin eingeladen werden; dass man eingreift, wenn ein Mädchen als „Kampfliebe“ gemobbt wird, wenn händchenhaltende Jungen bedroht oder wenn abwertende Witze über homosexuelle Kolleg_innen gemacht werden. Inklusion heißt auch, dass soziale Fachkräfte immer nichtheterosexuelle Formen mitreflektieren und mitnennen, wenn sie mit Klient_innen über Liebe, Lust und Lebensweisen sprechen.

Frage zum Beitrag

Welche unterschiedlichen Sichtweisen von Homosexualität gibt es heute, und warum ist es für soziale Fachkräfte wichtig, diese zu kennen?

Literatur

- ADS Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hrsg.) (2008): Forschungsprojekt: Diskriminierung im Alltag, Wahrnehmung von Diskriminierung und Antidiskriminierung in unserer Gesellschaft. Online: www.antidiskriminierungsstelle.de/Redaktion_BMFSFJ/Redaktion_ADS/PDF-Anlagen/2009-04-02/schriftenreihe-band4_property=pdf,rwb=true.pdf, Aufruf: 22.08.2012.
- Braun, Joachim (2000): Schwule – Der unbekannteste Dritte. In: Braun, Joachim/Martin, Beate (Hrsg.): Gemischte Gefühle – Ein Lesebuch zur sexuellen Orientierung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, S.219–125.
- Dern, Susanne u. a. (2010): Mehrdimensionale Diskriminierung – Eine empirische Untersuchung anhand von autobiografisch-narrativen Interviews. Telexpertise, erstellt im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes durch die Fachhochschule Frankfurt am Main/Hochschule Esslingen. Online: www.Antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/expertise_mehrdimensionale_diskriminierung_empirische_untersuchung.pdf?__blob=publicationFile, Aufruf: 28.02.2014.
- Emcke, Carolin (2012): Wie wir begehren. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.
- Freud, Sigmund (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW V (5. Auflage, 1972). Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.
- Kay, Manuela (2000): Lesbenszene: Auf der Jagd. In Braun, Joachim/Martin, Beate (Hrsg.): Gemischte Gefühle – Ein Lesebuch zur sexuellen Orientierung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, S.165–175.
- Kinnish, Kelly K./Strassberg, Donald S./Turner, Charles W. (2004): Geschlechtsspezifische Differenzen der Flexibilität der sexuellen Orientierung. Zeitschrift für Sexualforschung, 17, S.26–45.
- Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen der Landeshauptstadt München (2011): „Da bleibt noch viel zu tun ...!“ Befragung von Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe zur Situation von lesbischen, schwulen und transgender Kindern, Jugendlichen und Eltern in München. München: Landeshauptstadt München, Direktoratium, Hauptabteilung II, Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen.
- Maier, Maja S. (2010): Bekennen, bezetteln, Normalisieren: Paradoxien sexualitätsbezogener Diskriminierungsforschung. In: Hormel, Ulrike/Scherr, Albert (Hrsg.): Diskriminierung – Grundlagen und Forschungsergebnisse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.151–172.

- Mattfeld, Annette/Thiede, Bernd (2005): Homosexualität – ein Thema für Jugendhilfe und Schule. Bremen: Senator für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales der Freien Hansestadt Bremen.
- Rauchfleisch, Udo (2011): Schwule, Lesben, Bisexuelle – Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten. Vandenhoeck und Ruprecht. Göttingen/Zürich.
- Schmauch, Ulrike (2008): Lesbische Familien. Familiendynamik 33 (3), S. 289–307.
- Schmauch, Ulrike (2010): Sexuelle Orientierungen von Jugendlichen. Eine Herausforderung für pädagogische Praxis und Forschung. Neue Praxis, 40, 2010/3, S. 295–307.
- Simon, Bernd (2008): Einstellungen zur Homosexualität. Ausprägungen und psychologische Korrelate bei Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (ehemalige UdSSR und Türkei). Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 40 (2), S. 87–99.
- Steffens, Melanie/Caroline/Wagner, Christof (2009): Diskriminierung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen. In: Beelmann, Andreas/Jonas, Kay J. (Hrsg.): Diskriminierung und Toleranz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 241–262.
- Watzlawick, Melke (2004): Uferlos? Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen. Books on Demand.

VIELFALT IM ALTER: ALTERSBILDER, ALTERSDISKRIMINIERUNG UND SOZIALE ARBEIT

Ursula Kämmerer-Rütten

Einleitung

Während Sie diesen Beitrag lesen, kommen Sie einem unausweichlichen Phänomen ein kleines Stück näher: dem Alter. Für einen (immer) größer werdenden Teil unserer Gesellschaft ist es jetzt schon soweit: Sie sind Lebensbedingungen ausgesetzt, die nicht immer den eigenen Vorstellungen und Wünschen entsprechen, und zudem mit einem Bild über das Alter(n) konfrontiert, das wenig differenziert und oft auch negativ geprägt ist.

Der vorliegende Beitrag fokussiert das Erkennen und Verhindern von Ausgrenzung, Benachteiligung und Diskriminierung, aber auch die Wahrnehmung und Akzeptanz von Vielfalt in Bezug auf eine besondere Zielgruppe der Sozialen Arbeit: Menschen höheren Alters. Obwohl sich die genannten Perspektiven grundsätzlich auf alle Lebensalter beziehen und auch jüngere Menschen von Diskriminierung betroffen sein können, so sind es häufig doch Menschen höheren Lebensalters, die im Alltag eher Benachteiligungen erfahren als jüngere Menschen, z. B. im Arbeitsleben oder im Gesundheitswesen. Vor diesem Hintergrund konzentrieren sich die nachfolgenden Ausführungen primär auf die gesellschaftliche Wahrnehmung von Menschen im höheren Lebensalter, eine Gruppe, die infolge der demographischen Entwicklung in den kommenden Jahren weiter stark ansteigen wird (Statistisches Bundesamt 2009).

Ziel dieses Beitrags ist es, Studierenden der Sozialen Arbeit grundlegendes Wissen zum Thema Altersdiskriminierung zu vermitteln, um die Sensibilität der zukünftigen Fachkräfte für dieses Phänomen zu schärfen. Dieses Wissen ist notwendig, um Benachteiligung und Diskriminierung älterer Menschen zu erkennen und eine kritische und professionelle Haltung herauszubilden. Die Anerkennung vielfältiger Lebensentwürfe und die Unterstützung älterer (versorgungsbedürftiger) Menschen, ihre Ansprüche und Bedürfnisse individuell als auch gesellschafts- und sozialpolitisch umzusetzen, gehören zum Kern einer inklusionsorientierten Sozialen Arbeit. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, ist es allerdings notwendig, relevante Einflussfaktoren und potenzielle Barrieren zu identifizieren und zu hinterfragen.

Der Beitrag gibt zunächst einen Überblick über gängige Alterseinteilungen und Definitionen, bevor Altersbilder – und deren Einfluss darauf, wie ältere Menschen in unserer Gesellschaft wahrgenommen werden – näher erläutert werden. Anschließend werden aktuelle wissenschaftliche und sozialpolitische Aktivitäten zum Thema skizziert, bevor das Kapitel mit einem Blick auf Praxisfelder, Handlungsrahmen und die Rolle der Sozialen Arbeit abschließt.

Grundwissen Soziale Arbeit

Herausgegeben von Rudolf Bieker

Band 15

Bettina Bretländer/Michaela Köttig/
Thomas Kunz (Hrsg.)

Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit

Perspektiven auf Inklusion

Verlag W. Kohlhammer

Vorwort zur Reihe

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Mit dem so genannten „Bologna-Prozess“ galt es neu auszutarieren, welches Wissen Studierende der Sozialen Arbeit benötigen, um trotz erheblich verkürzter Ausbildungszeiten auch weiterhin „berufliche Handlungsfähigkeit“ zu erlangen. Die Ergebnisse dieses nicht ganz schmerzfreien Abstimmungs- und Anpassungsprozesses lassen sich heute allerorten in volumigen Handbüchern nachlesen, in denen die neu entwickelten Module detailliert nach Lernzielen, Lehrinhalten, Lehrmethoden und Prüfungsformen beschrieben sind. Eine diskursive Selbstvergewisserung dieses Ausmaßes und dieser Präzision hat es vor Bologna allenfalls im Ausnahmefall gegeben.

Für Studierende bedeutet die Beschränkung der akademischen Grundausbildung auf sechs Semester, eine annähernd gleich große Stofffülle in deutlich verkürzter Lernzeit bewältigen zu müssen. Die Erwartungen an das selbständige Lernen und Vertiefen des Stoffs in den eigenen vier Wänden sind deshalb deutlich gestiegen. Bologna hat das eigene Arbeitszimmer als Lernort gewissermaßen re-kultiviert.

Die Idee zu der Reihe, in der das vorliegende Buch erscheint, ist vor dem Hintergrund dieser bildungspolitisch veränderten Rahmenbedingungen entstanden. Die nach und nach erscheinenden Bände sollen in kompakter Form nicht nur unabhängiges Grundwissen für das Studium der Sozialen Arbeit bereitstellen, sondern sich durch ihre Leserefreundlichkeit auch für das Selbststudium Studierender besonders eignen. Die Autor/innen der Reihe verpflichten sich diesem Ziel auf unterschiedliche Weise: durch die lernzielorientierte Begründung der ausgewählten Inhalte, durch die Begrenzung der Stoffmenge auf ein überschaubares Volumen, durch die Verständlichkeit ihrer Sprache, durch Anschaulichkeit und gezielte Theorie-Praxis-Verknüpfungen, nicht zuletzt aber auch durch lese(r)freundliche Gestaltungselemente wie Schaubilder, Unterlegungen und andere Elemente.

Prof. Dr. Rudolf Bieker, Köln

1. Auflage 2015

Alle Rechte vorbehalten
© W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart
Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Print:
ISBN 978-3-17-022252-6

E-Book-Formate:
pdf: ISBN 978-3-17-026811-1
epub: ISBN 978-3-17-026812-8
mobi: ISBN 978-3-17-026813-5

Für den Inhalt abgedruckter oder verlinkter Websites ist ausschließlich der jeweilige Betreiber verantwortlich. Die W. Kohlhammer GmbH hat keinen Einfluss auf die verknüpften Seiten und übernimmt hierfür keinerlei Haftung.